

## Ueber den bisherigen Gang und den gegenwärtigen Stand der Keilentzifferung.

---

Die Theilnahme für die Keilforschung zu wecken, ist gegenwärtig auch in Deutschland nicht mehr nöthig, dagegen ist es wohl nicht überflüssig, Fernerstehende über den bisherigen Gang der Arbeiten und über ihren gegenwärtigen Stand zu orientieren.

### I.

Es ist ein Deutscher gewesen, der die ersten genauen und vollständigeren Copieen der persepolitischen Inschriften nach Europa gebracht und durch Unterbreitung zuverlässigen und ausreichenden Materials der rationellen Forschung Bahn gebrochen hat, Carsten Niebuhr, der Fürst der orientalischen Reisenden. Niebuhr hat auch die ersten wichtigen Schritte zur Entzifferung der Keile gethan. Er stellte fest, dass die einfachen Elemente dieser Schrift, nämlich vorzugsweise Keile und daneben Haken, in verschiedenartigen unauflöselichen Combinationen zu Zeichen zusammengesetzt seien: nur dadurch ist es natürlich möglich, aus einem einfachen Grundbestandtheile zahlreiche unterscheidbare Figuren herzustellen. Er kam auf diese Weise dazu, drei verschiedene Schriftgattungen nach den verschiedenen Keilgruppen, die in ihnen als Chiffren angewandt waren, zu unterscheiden, in der einen Gattung wurden immer nur die, in der andern immer nur jene Combinationen gebraucht. Die drei verschiedenen Systeme kommen sehr häufig auf demselben Denkmale neben einander vor und zwar regelmässig in der selben Ordnung. Dasjenige, welches den ersten Platz einnahm, wies die einfachsten und wenigsten Zeichen auf; Niebuhr zählte zweiundvierzig. Damit war entschieden, dass hier eine Buchstabenschrift vorliege, denn Wörter oder Silben können nicht stets so wiederkehren, wie es hier der Fall war. Niebuhr

entdeckte endlich noch die Richtung der ersten Schriftgattung. Beim Copieren zweier identischen Inschriften bemerkte er, dass zwei Zeichen am rechten Ende der dritten Zeile der einen Inschrift sich in der andern am linken Ende der vierten Zeile wieder fanden, und schloss daraus, dass von links nach rechts gelesen werden müsse — was im Orient sich nicht von selbst versteht.

Es lag in der Natur der Sache, dass die weiteren Entzifferungsversuche von dieser einfachsten alphabetischen Keilschrift ausgingen. Des Rostocker Tychsen's *lucubratio de cuneatis inscriptionibus persepolitianis* Rostock 1798 verdient nur desshalb Erwähnung, weil er zuerst die Bedeutung eines schrägen Keils errieth, der regelmässig nach einer mässigen Anzahl von Chiffren, die etwa zur Schreibung eines Wortes ausreichen, wiederkehrt. Er hielt diesen schrägen Strich für das Zeichen der Worttrennung, eine älteste Art der Interpunction, die in vielen alten Schriftarten vorkommt. Bedeutender ist Friedrich Münter's, eines geborenen Gothaers, 'Versuch über die keilförmigen Inschriften zu Persepolis', Kopenh. 1802. Er schied in verständiger Weise die Spreu der wilden Vermuthungen seiner Vorgänger von dem Weizen ihrer gesunden Bemerkungen und bestätigte die letzteren durch eigene Beobachtungen. Neu ist sein Versuch, die Vokale herauszufinden, nach dem Leitfaden, dass sie die am häufigsten wiederkehrenden Buchstaben sein müssten. Das A hat er wirklich richtig bestimmt, im Uebrigen führte dieser Weg doch nicht zur Lösung des Räthsels.

Die eigentliche Entzifferung der ersten Keilschriftgattung — und damit aller anderen — ist im Anfange unseres Jahrhunderts einem Göttinger gelungen. 'In eben der Versammlung der königlichen Societät — in welcher nämlich Heyne über die dreisprachige Inschrift von Rosette berichtet hatte — ward ein Aufsatz des Herrn Georg Friedrich Grotefend, Collaborators an hiesiger Schule, vorgelegt mit der Aufschrift: *Praevia de cuneatis quas vocant inscriptionibus legendis et explicandis relatio*, dessen Inhalt um so überraschender ist, da der Verfasser kein Orientalist ist und ganz zufällig auf die Entzifferung dieser bisher räthselhaften Schrift geführt wurde. Ein freundschaftlicher Streit gab die Veranlassung, dass der Verfasser, der schon seit lange sich eine Fertigkeit im Deciffrieren erworben hatte, sich anheischig machte, eine der persepolitianischen Inschriften zu entziffern. Der Versuch gelang über die Erwartung, und in wenigen Wochen sah er sich im Stande, den grössten Theil der Inschriften zu erklären und hier von seinem

Verfahren eine vorläufige Nachricht mitzuthellen.<sup>7</sup> So lautet der Bericht in den Göttinger Gel. Anz. vom 18. Sept. 1802; die von Grotefend der dortigen Gesellschaft der Wissenschaften eingereichte Abhandlung ist nie gedruckt, ebenso wenig wie die folgenden aus den Jahren 1802 und 1803. Nur aus den gelehrten Intelligenzblättern erfuhr die Welt von der Sache, bis Grotefend im Jahre 1805 in einer Beilage zum ersten Theil der 2. Aufl. von Heeren's Ideen ausführliche Rechenschaft ablegte.

Die Art, wie er das Räthsel löste, lässt sich vielleicht folgendermassen begrifflich machen. Der wahre Schlüssel für die Entzifferung unbekannter Schrift liegt immer in den Eigennamen. Das lehrt unter anderem Champollion's Lesung der Hieroglyphen. Auf dem Stein von Rosette hatte man einen griechischen Text neben dem hieroglyphischen, man kannte also den allgemeinen Sinn auch des letzteren, ebenso vielleicht die begriffliche Bedeutung einiger Zeichen: aber diese gab über die lautliche Aussprache gar keinen Aufschluss. Die Begriffswörter, die Appellativa des griechischen Textes boten durchaus keinen Anhalt für die Lesung der ägyptischen Aequivalente, die ja ganz anders lauteten. Anders lag die Sache bei den Eigennamen. Hier war die Annahme erlaubt, dass z. B. Ptolemäus Arsinoe Berenice auf ägyptisch ebenso heissen müsse wie auf griechisch; hier setzte also Champollion ein, und indem er die Stellen abgrenzte, wo in dem hieroglyphischen Texte jene Eigennamen stehen mussten, gelang ihm die Bestimmung des Lautwerths der einzelnen Hieroglyphen, durch deren Zusammensetzung die erwähnten Personennamen ausgedrückt waren. So suchte nun auch Grotefend — lange vor Champollion — auf den Keilinschriften nach Eigennamen und zwar nach solchen, deren Laute wenigstens ungefähr aus griechischen Quellen bekannt sein konnten. Er vermuthete sie in zwei kleinen Ueberschriften von Königsbildern, beide auf Ruinen von Persepolis. Diese Titel mussten den Namen der Könige enthalten, die darunter abgebildet waren, und es konnten nur Achämeniden als Erbauer der persepolitischen Paläste und Urheber der daran befindlichen Keilinschriften in Frage kommen — das waren die beiden ebenso naheliegenden wie folgenreicheren Voraussetzungen Grotefend's. Die Namen der Achämeniden waren sämmtlich aus griechischen und jüdischen Quellen bekannt, und es kam nur darauf an, welche von ihnen hier eingemeisselt waren und an welcher Stelle sie standen. Das hat Grotefend durch reine Vermuthungen herausgefunden, deren Richtigkeit später durch den Erfolg erprobt ist.

Man nehme an, es lägen folgende zwei Reihen vor, bei denen ein lateinischer Buchstabe je ein persisches Wort repräsentiert:

I. D. R. M. R. Rm. R. T. H. F. A.

II. X. R. M. R. Rm. D. R. F. A.

Es fällt auf, dass beide Male hinter dem ersten Worte D, X die gleiche Gruppe R. M. R. Rm. vorkommt, und innerhalb derselben dreimal das selbe Wort R, zuletzt mit modificierter Endung Rm. Was hatten die Achämeniden auf so kurzem Raum so oft zu sagen? R konnte kein Eigennamen sein, denn der stand nicht immerfort zu wiederholen, ebensowenig ein Verbum, denn drei bis vier identische Verba hintereinander sind eine sprachliche Unmöglichkeit. Nur ihren Titel konnten die orientalischen Könige unter neunzehn Wörtern acht Mal repetieren; R bedeutete also König, wie schon Tychsen und Münter halb und halb vermuthet hatten, und die hauptsächlich hiermit zusammengesetzte Gruppe R. M. R. Rm. stellte den ausführlichen Titel dar. Das erste Wort, D, X, konnte nicht mit dazu gehören, denn es war verschieden in beiden Reihen. Was sollte es anders sein, als der Eigennamen des Königs, den er zuvörderst nannte, um dann den Titel folgen zu lassen! Um zu diesem Ergebnis zu gelangen, dazu ward Grottefend namentlich durch eine nicht lange zuvor entzifferte Inschrift eines Nachfolgers der achämenidischen Könige, eines Sassaniden, angeleitet, welche anfang: N. N. der grosse König, der König der Könige ... Es lag also jetzt vor

I D. Rex M. Rex Regm. Rex T. H. F. A.

II X. Rex M. Rex Regm. D. Reg. F. A.

und D, X waren Eigennamen zweier Achämeniden. D eröffnete nun nicht bloss die Reihe I, sondern es fand sich ausserdem auch noch in der Mitte der Reihe II, auch hier begleitet von dem unmittelbar folgenden Königstitel. Wie liess sich das Vorkommen der zwei verschiedenen Eigennamen von Königen auf Inschrift II erklären? Offenbar müssten sie in gegenseitiger Beziehung stehen, um sich neben einander zu vertragen — die einfachste und nächste Beziehung war die des Vaters zum Sohne. Dafür sprach die Analogie der erwähnten Sassanideninschrift und überhaupt die Sitte des Orients, den Vatersnamen dem eigenen hinzuzufügen. Dazu kam, dass D. Reg. hier eine andere Endung trug als da wo es in Inschrift I an der Spitze des Satzes vorkam. Da es dort nothwendig Nominativ sein musste, so war es hier jedenfalls ein anderer Casus, wahrscheinlich nach den oben angestellten Erwägungen der Genitiv. Die beiden fraglichen Achämeniden waren darnach

also Vater und Sohn. Grotefend suchte nun nach der Vatersangabe in No. I. Die beiden Schlussworte F. A., welche in II dem Namen und Titel des Vaters folgen, fand er in I wieder, aber das *Regis* fehlte. Er schloss daraus, dass zwar auch hier der Vater genannt sei, aber nicht als König und zwar aus dem Grunde, weil er eben kein König gewesen sei. Also ergab sich eine neue Bestimmung für D und X: sie waren Vater und Sohn und erst mit dem Vater war die Dynastie auf den Thron gelangt. Darauf hin fing nun Grotefend an, die Liste der Achämenidennamen durchzusuchen. In Betracht kamen zunächst die zwei ersten, Cyrus und Cambyses. Cyrus war der Vater des Cambyses, selbst aber, wie wenigstens Grotefend glaubte, nicht der Sohn eines Königs. Das passte also, aber es passte nicht, dass Cyrus und Cambyses Namen von ungleicher Länge und mit gleichen Anfangsbuchstaben waren: bei den Königsnamen der Inschrift war das Umgekehrte der Fall. Eine zweite Reihenfolge, Darius und Artaxerxes, war durch ähnliche Gründe ausgeschlossen, und schliesslich blieb nur ein einziges Königspaar übrig, das alle Bedingungen erfüllte, nämlich Darius und Xerxes. Da hatte man Vater und Sohn und in dem Vater den Begründer einer neuen Dynastie; die Namen fingen mit verschiedenen Buchstaben an und waren etwa gleichen Umfangs. Waren nun D und X bestimmt als Darius und Xerxes, so war es auch H als Hystaspes.

Es kam jetzt darauf an, diese drei Namen zu 'depuillieren', wie die Franzosen sich bezeichnend ausdrücken, d. h. sie zu analysieren, die einzelnen Elemente, aus denen sie zusammengesetzt waren, richtig zu bestimmen. Da war nun Grotefend in der schlimmen Lage, dass ihm nur die griechischen und hebräischen, nicht aber die originalen Formen der persischen Königsnamen bekannt waren. Was ihm jetzt Noth that, wäre eine gründliche Kenntnis des Altpersischen gewesen — aber die Sprachwissenschaft war damals in den allerersten Anfängen. Doch half er sich so gut er konnte, um aus den von den Griechen und Juden überlieferten Namen ihre ursprüngliche Gestalt, die sie bei den Persern selbst hatten, zu reconstruieren. Es gelang ihm wenigstens so weit, dass er bei acht von den dreizehn Buchstaben, welche jene drei Eigennamen lieferten, den richtigen Werth fand. Auch konnte er die Vermuthung begründen, dass die Sprache der ersten Keilschriftgattung die altpersische sei.

Der Hauptmangel, welcher verhinderte die Hypothese zu verificieren, ist bereits angedeutet. Die wahren Formen der per-

sischen Personennamen, welche die Basis der Entzifferung bildeten, waren nicht festgestellt. Man sieht, aller weitere Fortschritt hing von der Ausbildung der erasischen Sprachwissenschaft ab. In der That, nachdem der Anfang gefunden war, hat von jetzt ab nur diese die Sache weiter gefördert. Auf die Arbeit, welche die Zendphilologen ausdrücklich der weiteren Entzifferung der persischen Keilschrift widmeten, ist dabei gar nicht das Hauptgewicht zu legen, sondern vielmehr auf die allgemeinen Werke, welche dem Aufbau der erasischen Sprach- und Alterthumswissenschaft überhaupt dienen. Vor allem kommen in dieser Hinsicht Eugène Burnouf's Arbeiten in Betracht. Erst auf dieser Grundlage war die Erprobung der Grotefend'schen Hypothese und ihre weitere Verfolgung möglich — Burnouf hätte daran das Hauptverdienst, auch wenn er sich gar nicht express mit der Keilentzifferung abgegeben hätte.

Schon 1826 hat der Däne Rask gelegentlich die Vermuthung ausgesprochen, dass die beiden Endbuchstaben in dem persischen Worte, welches *Regum* bedeuten musste, als n und m zu lesen seien, weil die Endung des Genitivus Pluralis im Zend *anam* laute. Die Bestätigung der beiden Werthe fand er in dem Namen Hakhamanisija, der Achämenide, wie er jetzt das letzte von uns mit A bezeichnete Wort der zwei persischen Inschriften lesen konnte. Die definitive Erprobung des Schlüssels, den Grotefend gefunden hatte, brachten zwei gleichzeitig erschienene Arbeiten von Lassen, die altpersischen Keilinschriften von Persepolis, Bonn 1836, und von Burnouf, *mémoire sur deux inscriptions cunéiformes trouvées près de Hamadan, Paris 1836*. Das Glück ist mehr auf Seiten Lassen's, das Verdienst, nämlich die Entdeckung mehrerer geographischen Eigennamen, wie Medien Baktrien Babylon, ist auf Seiten Burnouf's. Es ist interessant, den letztern selbst über sein Verfahren reden zu hören. Er sagt a. O. S. 13: 'Il ne peut exister qu'un moyen scientifique pour la détermination d'un signe inconnu; il faut réunir tous les mots où il se trouve, les comparer entre eux et essayer d'appliquer au signe inconnu les valeurs de l'alphabet pour lesquelles on ne possède pas encore de caractère propre et vigoureusement déterminé. Si le déchiffrement de l'alphabet est commencé, s'il repose sur quelques bases certaines, l'examen des divers positions du signe dont on cherche le sens, devra en donner la véritable valeur.' So probierte er also bei dem Worte ?*aklitrīs*, bei dem nur der erste Buchstabe unbekannt war, alle nicht schon verausgabten Laute, bis er B fand und dadurch den

Namen Baktris lesen konnte, eine Lesung, die augenblicklich durch den Namen Babirus (Babylon) bestätigt wurde.

Damit war die eigentliche Entzifferung abgemacht. Man bedurfte nur noch der Zuführung reicheren Materials, um durch neue Proben die Richtigkeit des bisher Gefundenen bestätigen zu können. Denn mit Grotefend's Hypothese hat es dieselbe Bewandnis wie mit anderen Hypothesen auch. Man setzt — nach Wahrscheinlichkeitsgründen — die Lösung eines Problems voraus und untersucht dann, ob man damit zur Erklärung aller Fälle auskomme, in denen das Problem steckt oder die zu demselben in Beziehung stehen. Eine Hypothese wird dadurch erprobt, dass sie angewandt wird; um so sicherer, je mehr sie angewandt wird. Jede neue Inschrift, die sich mit dem Grotefend'schen Schlüssel erschloss, war also eine weitere Legitimation desselben. In dieser Hinsicht haben sich zuerst der Däne Westergaard und dann besonders Sir Henry Rawlinson grosse Verdienste erworben, letzterer durch die Copirung und Veröffentlichung der grossen Inschrift des Darius Hystaspis auf dem Felsen von Bagistan in der Nähe Ekbatana's.

Niemand zweifelt gegenwärtig mehr an der Solidität der Entzifferung der persischen Keile; die Hypothese ist durch ihre Anwendbarkeit, durch ihre praktischen Erfolge in vollem Masse verificiert. Die Sprache der Inschriften zeigt durchaus den Charakter, den man nach den Resten der altbaktrischen Literatur für die Sprache der alten Perser erwarten muss, die vorkommenden Eigennamen — zu Bagistan allein hundert und zwanzig — stehen in Verhältnis zu den uns bekannten griechischen Formen, die geschichtlichen und sachlichen Angaben stimmen zu der Ueberlieferung Herodots. Die älteste Inschrift, über einem Königsbilde zu Murghab befindlich, lautet: 'ich bin König Cyrus der Achämenide'; die nächstältesten, zugleich die wichtigsten und umfangreichsten von allen, stammen von Darius Hystaspis, dem zweiten Begründer des Reichs; die jüngsten gehören dem Artaxerxes Ochus an. Die Inschriften der Achämeniden sind fast sämmtlich in Stein gehauen, an den Wänden und Pfeilern der Paläste von Persepolis, an der Aussenseite der Gräber von Nakschi Rustem, an dem ragenden Fels von Bagistan. Sie finden sich gesammelt in dem glänzend ausgestatteten Buche: *Inscriptiones palaeo-persicae*, ed. Cajetanus Kossowicz. Petropol. 1872.

## II.

Nachdem man glücklich zum Verständnis des persischen Textes gelangt war, war die Bahn zur Lesung der beiden anderen

auch gebrochen, die auf der Mehrzahl der Achämenideninschriften regelmässig in bestimmter Ordnung daneben vorkamen und in andersartigen eigenthümlichen Keilgruppen geschrieben waren. Die ersten allgemeinen Schritte zur Entzifferung der Inschriften zweiter und dritter Stelle geschahen gleichzeitig mit der Entzifferung der persischen Keile und wurden hauptsächlich durch Grotefend verfolgt, aber methodisch ist die Sache erst von Westergaard in Angriff genommen, im Jahre 1844. Ich sage methodisch — man könnte darüber den Kopf schütteln. Wenn man an das geniale Rathen denkt, wodurch die Lesung der Namen Darius Xerxes und Hystaspes in dem persischen Keilsystem gelang, so scheint Alles eher bei dem Geschäfte der Entzifferung angebracht als Methode. Aber die Sachen lagen im Jahre 1844 auch anders als im Jahre 1802; den Inschriften zweiter und dritter Stelle stand man damals nicht mehr so hilflos gegenüber wie Grotefend seiner Zeit gegenüber seinen beiden Legenden. Die dem Verständnis schon erschlossene persische Parallele war die Basis, auf der man fassen konnte, und es gab einen gewiesenen und sicher zum Ziele führenden Weg, um von hier aus zur Lesung der beiden übrigen Texte zu gelangen — er ging über die Eigennamen oder genauer, da Eigennamen von Ländern doch häufig in den verschiedenen Sprachen wechseln z. B. Deutschland Allemagne Germany, über die Personennamen. Es war zu erwarten, dass Ahuramazda, Hakhamanis, Ariaramna, Kambuzia, Darijaus und die zahlreichen anderen Eigennamen der Keilinschriften in den Paralleltexten nicht viel anders lauten würden als in dem persischen. Es kam also nur darauf an, die Stellen ausfindig zu machen, in denen diese Eigennamen in den Inschriften zweiter und dritter Ordnung standen, und das war, namentlich bei öfters vorkommenden Namen, keine besonders schwierige und zu Zweifeln Anlass gebende Arbeit. Schon Grotefend hatte hier allerlei richtige Beobachtungen gemacht und z. B. auch erkannt, dass ein einfacher senkrechter Keil als Marke allen Personennamen vorhergehe. Darnach war es nun in der That einfach, die Aequivalente der persischen Personennamen in den beiden übrigen Texten herauszufinden, und nachdem man eine möglichst grosse Zahl bei einander hatte, sie zu depouillieren.

Diesen methodischen, nur Geduld und Umsicht erfordernden Weg schlug Westergaard ein, um zur Entzifferung der Keilschrift zweiter Ordnung zu gelangen, welche sehr viel weniger Zeichen aufwies als die dritte und also der Lesung geringere Schwierigkeiten entgegenzusetzen schien. Um von seinem Verfahren einen

Begriff zu geben, sei der Anfang seiner in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 1844 veröffentlichten Abhandlung angeführt: 'Dem Worte Darius (*Dārjavus*) entsprechen die sechs Keilgruppen X. Y. Z. 4. 5. 6. Die erste Gruppe X entspricht dem altpersischen *dâ*, in welcher Bedeutung sie auch in dem Namen *Tigrakhudâ* vorkommt. Dagegen entspricht sie dem *dâ* (mit kurzem a) in dem aus dem Persischen entlehnten *dahjus*; wir müssen daher wohl diese Gruppe schlechthin als *da* lesen, ohne die Quantität des Vokals zu bestimmen. Die zweite Gruppe Y entspricht dem persischen r; da sie aber auch als die zweite Gruppe in den Wörtern vorkommt, die den persischen *Hariva*, *Arīja* entsprechen, da ferner eine andere Gruppe, von der wir später sprechen werden, bestimmter das r vertritt, leidet es wohl keinen Zweifel, dass Y die Geltung der Silbe *ri* gehabt hat. Die dritte Gruppe Z entspricht hier so wie auch in dem Namen *Hakhamanisija* dem persischen *ja*. In andern Wörtern vertritt sie persisches *jâ*' — und so weiter.

Das genügt, um zu zeigen, wie Westergaard verfuhr und wie er durch die Anwendung des in einem Falle Gefundenen auf andere Fälle sich selbst beständig controlierte. Die einzelnen Resultate, zu denen er gelangte, waren sehr verbesserungsfähig, aber einen andern Weg einzuschlagen, war nicht möglich; es war derselbe, der auch zur Entzifferung der Hieroglyphen geführt hatte. Schon 1846 hat Edward Hincks von Dublin im Einzelnen Manches richtiger gestellt, namentlich aber hat die bedeutende Vermehrung des Materials durch die Inschrift von Bagistan Vieles zur Klärung, Sicherung und Erweiterung des bisher Gewonnenen beigetragen. Die in den zahlreichen Eigennamen vorkommenden Zeichen haben genügt, die ganze zweite Keilschriftgattung zu entziffern. Daraus hat sich ergeben, dass dieselbe zwar auch, wie die persische, Lautschrift (phonetisch) ist, dass aber die Lautzeichen (Phonogramme) keine Buchstaben, sondern Silben repräsentiren und daher sehr zahlreich (circa 100) sind. Nur für die Vokale sind besondere Charaktere ausgebildet, was genau genommen keine Ausnahme von der Regel ist. Ausserdem mögen auch einige wenige Monogramme vorkommen, z. B. für die Begriffe Gott Mensch König, aber nur in untergeordneter Anwendung, so dass der phonetische Grundcharakter der Schrift dadurch nicht beeinträchtigt wird.

Wie recht man gethan hatte, von den persischen Inschriften zunächst zu denen der zweiten und nicht der dritten Ordnung überzugehen, hat sich nachträglich gezeigt. Es hat sich nämlich

herausgestellt, dass wie überhaupt das phonetische System, mehr oder minder vollständig, allen nichtpersischen Keilschriftarten — dem assyrisch-babylonischen, scythischen, susischen, armenischen — gemeinsam ist, so insbesondere die Zeichen der zweiten Gattung sämmtlich in der dritten wiederkehren, wenn auch nicht auf den ersten Blick als identisch erkennbar. Die dritte Gattung hat zwar fast dreihundert Charaktere mehr als die zweite, aber sie hat auch die hundert Charaktere der letzteren, und zwar bilden diese ihr Grundelement, auf dessen Kenntniss es zunächst ankommt und worauf alle übrigen Zeichen reducirt werden müssen, wenn sie überhaupt entziffert werden sollen.

Man sollte nun denken, dass die Texte der zweiten Ordnung, welche der Entzifferung die geringeren Schwierigkeiten entgegensetzen, auch leichter würden zu verstehen sein als die der dritten Ordnung. In dieser Erwartung findet man sich getäuscht; eine befriedigende philologische Deutung dieser Texte ist trotz der persischen Parallele, die über den allgemeinen Sinn nicht im Zweifel lässt, noch keineswegs gelungen. Die Sprache, die man entziffert, lässt sich durchaus nicht in die uns bekannten und nach dem heutigen Stande der Linguistik begreiflichen Sprachen einordnen; es ist ein wildes *mixtum compositum*. Man weist sie gewöhnlich der turanischen Familie zu, welcher das Türkische, Finnische, Magiarische angehören; jedoch auf sehr unzureichende Vergleichungspunkte hin. Es ist nicht einmal mit Sicherheit festzustellen, in welchem Lande oder von welchem Volke die Sprache gesprochen wurde, welche in den Achämenideninschriften zweiter Stelle vorliegt. Daher die verschiedenen Bezeichnungen, die sie sich hat gefallen lassen müssen. Westergaard nannte sie medisch, Rawlinson und Norris scythisch oder medoscythisch, Hincks elymäisch. Der letztere Name allein hat Wahrscheinlichkeit für sich; denn man wird annehmen dürfen, dass die drei Sprachen, in denen die persischen Könige zu ihren Unterthanen redeten, die der Hauptländer der Monarchie waren. Dann darf aber neben der medisch-persischen (der ersten) und der assyrisch-babylonischen (der dritten) die Sprache Elams nicht fehlen; denn Elam war das Centralland des Reichs, in der Mitte zwischen Persien und Babylonien, und hier lag Susa, die wahre Haupt- und Residenzstadt des ersten Darius und seiner Nachfolger.

Die Erprobung durch die Resultate, welche der Lesung der persischen Keile glänzend zu Theil geworden ist, geht übrigens doch auch der Entzifferung der elymäischen Inschriften nicht völlig

ab, auf einem Umwege wird sie nachgeliefert. Wie bereits gesagt, erscheinen die elymäische Charaktere in etwas veränderter Gestalt in den Inschriften der dritten Ordnung wieder, und wenn man sie hier mit den selben Werthen, den sie dort haben müssen, verwendet, so ergibt sich allerdings eine Sprache, der die Linguistik nicht machtlos und verzweifelnd gegenübersteht, und zwar eine semitische; und es fehlen auch alle die anderen praktischen Proben nicht, durch welche die Entzifferung der Hieroglyphen und der persischen Keile bestätigt worden ist. Zu dieser dritten Keilschriftgattung, der assyrisch-babylonischen, gehen wir nunmehr über.

### III.

Das Keilsystem dritter Ordnung ist bei weitem das wichtigste von allen. Es ist aber nicht von jeher dafür gehalten. Grösseres Interesse dafür ist erwacht, als Grotefend entdeckte, dass es die assyrisch-babylonische Schrift sei, und in den Vordergrund ist es durch die colossalen Funde getreten, welche zuerst der Franzose Botta und durch diesen angeregt der Engländer Layard in den vierziger Jahren auf dem Boden des alten Assurs gemacht haben, in der Nähe von Mosul, zu Khorsabad, zu Nimrud und Kujundschi. Durch die Ausgrabung der verschütteten assyrischen und später auch der babylonischen Paläste und Tempel kam eine Fülle schriftlicher Denkmäler zum Vorschein, eine assyrisch-babylonische Keilliteratur, die sehr viel umfassender ist als z. B. das uns erhaltene althebräische Schriftthum; das bisher davon Publicierte allein übertrifft schon den Umfang der Bibel, und das ist lange nicht Alles. Das Schriftmaterial des alten mesopotamischen Culturvolks war bekanntlich Thon, der hinterher gebrannt wurde: besonders war dies in Babylonien der Fall, in dem classischen Lande der Ziegelsteine. Doch reichen die babylonischen Inschriften an Zahl und Wichtigkeit nicht entfernt an die assyrischen. Auch in Assur diente der Thon als Papier, aber hier kommt auch anderes Schreibmaterial vor. Die Steinfliesen der Paläste Sargon's, Senaherib's und anderer Könige sind mit Inschriften bedeckt; mehrere Monolithe kommen hinzu, die gleichfalls von oben bis unten mit Bildern und Keilen beschrieben sind. Von thönernen Schriftdenkmälern sind zunächst die Terracottacylinder zu erwähnen, die man, um Misverständnisse zu verhüten, besser Stelen nennen würde. Der Name Cylinder bleibe passender auf die kleinen walzenförmigen und allerlei Gravuren enthaltenden Siegel aus Edelsteinen beschränkt, die, ursprünglich über eine bröcne Achse laufend und daher

sämmtlich der Länge nach durchbohrt, bestimmt sind, über feuchten Thon gerollt und so abgedruckt zu werden. Die Terracotta-Stelen sind gar keine Cylinder, sondern hohle Prismen von sechs, acht, auch zehn Seiten, in der Höhe zwischen anderthalb und drei Fuss schwankend. Auf diesen Stelen, die in den Tempeln aufgestellt zu werden pflegten, haben die assyrischen Könige ihre Thaten zu ihrer und der Götter Ehre aufgezeichnet; sie sind über und über mit Schrift bedeckt und diese ist häufig so fein, dass sie ohne Vergrößerungsglas kaum gelesen werden kann. Hier liegt uns also das reichhaltigste Material zur Geschichte der alten vorderasiatischen Welt vor, aber an allgemeiner Bedeutung stehen andere 'Ziegelsteine' fast noch höher. Das sind nämlich die Thontäfelchen, auf denen die Assyrer für gewöhnlich ihre Bücher geschrieben zu haben scheinen. Sie sind in ungeheuren Massen zu Kujundschiq im Palaste Assurbanipal's (Sardanapal's) aufgefunden, eines der letzten ninivitischen Könige, der sich darin eine grosse Bibliothek angelegt hatte. Ihr Inhalt ist sehr verschiedenartig, religiöser, philologischer, astronomischer Natur; sie eröffnen viel mehr als die officiellen Königsinschriften einen Einblick in das Geistesleben und die Cultur des mächtigen alten Volkes. Von besonderer Wichtigkeit sind sie auch für das Verständnis der assyrischen Schrift und Sprache, denn eine ganze Reihe dieser Täfelchen beschäftigt sich mit der Enthüllung der Geheimnisse Nebo's, des Gottes der literarischen Gelehrsamkeit und Erfinders der Schrift. Eine vortreffliche Ausgabe der sämmtlichen Dokumente veranstaltet das Britische Museum in den *Cuneiform inscriptions of Western Asia*, wovon bis jetzt vier Bände vorliegen.

Die Keilzeichen, die sich auf diesen Denkmälern finden, sind von sehr ungleichem Aussehen, und es hat Arbeit gekostet, die wesentliche Identität der älteren und jüngeren, der babylonischen und assyrischen Charaktere zu entdecken, und zu constatieren, dass man nicht mit verschiedenen Schriftgattungen zu thun habe, sondern nur mit verschiedenen Phasen der selben Schrift, je nach der Provenienz und dem Alter der Dokumente. Jetzt weiss man, dass die Keile Entstellungen von Bildern sind, man kann die allmählichen Uebergänge verfolgen, wodurch die ursprünglichen Bilder zu diesen ganz unerkennbaren Figuren geworden sind; es gibt noch einige uralte Denkmäler, in denen die Schrift noch nicht den Keilcharakter angenommen hat. Man unterscheidet demnach eine hieroglyphische Stufe als präsumtiven Ausgangspunkt von der hieratischen, in welcher die hieroglyphischen Bilder so eben noch

erkennbar sind; beide zusammen stehen im Gegensatz zu der Keilstufe, die sich in Folge der durch den feuchten Thon bedingten Schreibweise aus der hieratischen entwickelt hat, und innerhalb dieser letzteren Stufe selbst unterscheidet man wieder einen archaischen und einen modernen Charakter. Bei der Metamorphose der Hieroglyphen in Keile ist es häufig vorgekommen, dass ursprünglich verschiedene Zeichen später der Gestalt nach zusammengefallen sind und dass umgekehrt ursprünglich identische Zeichen sich später zu verschiedenen gespalten haben.

Wegen der sehr complicierten Natur der assyrisch-babylonischen Keilschrift hat ihre Entzifferung, zu der man doch in den trilinguen Inschriften von vornherein den Schlüssel hatte, viele Umstände gemacht und ist in mancherlei Kreuz- und Querzügen vor sich gegangen. Nach Grotefeld haben sich zuerst französische Gelehrte, Löwenstern und Botta, ernsthaft damit beschäftigt. Durch vergleichende Analyse der Eigennamen ermittelten sie den Werth einer Reihe von Lautzeichen, die sie für abstracte, d. h. vokallose Consonanten hielten — vermuthlich von der Voraussetzung aus, dass eine semitische Sprache, wofür sie das Assyrische erkannt hatten, auch die übliche semitische Schreibweise befolgen werde. Da es nun bald klar wurde, dass mehrere Zeichen für den selben consonantischen Laut gebraucht wurden, z. B. ihrer vier (eigentlich sechs) vorkamen, in denen allen gleicherweise r stecken musste, so schien daraus die sogenannte Homophonie der vermeintlichen Consonantzeichen zu folgen, d. h. für den selben consonantischen Laut schienen gewöhnlich sechs homophone (gleichlautende) Zeichen ausgebildet zu sein: allerdings eine zwecklose Abundanz. Ausser den Phonogrammen wurden auch eine Reihe von Ideo- oder Monogrammen, die zum Theil schon von Grotefeld als Abbreviaturen signalisiert waren, festgestellt, deren Stelle und Werth, da sie häufig wiederkehrten, sich durch die Vergleichung des persischen Textes unschwer ergab. Aber nicht wenige Charaktere, auch auf den kleinen trilinguen Inschriften — die von Bagistan war noch nicht veröffentlicht — widerstanden hartnäckig der Entzifferung, und an die Interpretation eines assyrischen Keiltextes aus sich selbst heraus war nicht zu denken, obwohl man einzelne Wörter deutlich semitischen Gepräges mit Sicherheit las und verstand.

Unabhängig von den Franzosen und ziemlich gleichzeitig mit ihnen, griff Edward Hincks seit 1847 in die Arbeit ein, ein evangelischer Geistlicher in Irland. Man sagt nicht zu viel, wenn man ihn den eigentlichen Entzifferer der dritten Keilschriftgattung nennt.

Er hat vor allen Dingen die syllabarische Natur der Zeichen erkannt, welche Löwenstern und Botta für blossе Consonanten hielten, und hat dadurch die Theorie der Homophone mit einem Schlage beseitigt. Statt nämlich anzunehmen, dass die sechs verschiedenen Charaktere X. Y. Z. x. y. z beliebig zur Bezeichnung eines und desselben Lautes r wechselten, statuierte er, zunächst durch die Vergleichung der persischen und babylonischen Eigennamen, dass X nur gebraucht wurde, wenn auf den Consonanten r der Vokal a folgte, Y nur, wenn i, Z nur, wenn u folgte; ferner x y z nur, je nachdem a i u dem Consonanten r vorangiengen. Alle diese sechs Charaktere haben demnach zwar den gleichen consonantischen Werth, aber sie implicieren ausserdem einen Vokal, der entweder vor oder hinter dem Consonanten laut wird, und durch diesen Vokal unterscheiden sie sich (= ra ri ru, ar ir ur); ebenso wie es bei den entsprechenden Lautzeichen der zweiten Keilschriftgattung der Fall ist, deren Identität mit denen der dritten nachgewiesen zu haben auch hauptsächlich ein Verdienst von Hincks ist. Eine Bestätigung seiner Ansicht von der Inhärenz bestimmter Vokale in den Consonanten fand dieser feine Beobachter in der Art und Weise, wie die complexen Silben geschrieben sind, die mit einem Consonanten anfangen und endigen. Dies geschieht nämlich durch die Zusammensetzung zweier einfachen Zeichen, *ra-am = ram, li-ib = lib, du-uk = duk*; und zwar müssen sich diese stets dem Vokale nach entsprechen. Statuiren wir die Reihen 1. 2. 3. 4. 5. 6 für die sechs verschiedenen Classen der gleichen Consonanten ( $k^1k^2k^3k^4k^5k^6$ ,  $m^1m^2m^3m^4m^5m^6$ ,  $s^1s^2s^3s^4s^5s^6$ ), so erscheinen die unter Classe 1. 2. 3 zu setzenden Charaktere stets im Anlaute, die übrigen stets im Auslaute der Silbe, und nie findet sich Classe 1 anders als mit Classe 4, oder 2 anders als mit 5, oder 3 anders als mit 6 zu Einer Silbe verbunden; also nur immer  $k^1m^4$ ,  $m^2s^5$ ,  $s^3k^6$  und nie  $k^1m^5$ ,  $m^2s^6$ ,  $s^3k^4$ . Das heisst aber mit anderen Worten: 1) auf die Consonanten der Classen 1—3 folgt ein Vokal, denen der Classen 4—6 geht ein Vokal voran; 2) die Consonanten der Classen 1 und 4, 2 und 5, 3 und 6 werden durch ein besonderes Band verbunden, welches in nichts Anderem bestehen kann als in dem gemeinschaftlichen Vokal, a für 1 und 4, i für 2 und 5, u für 3 und 6; z. B.  $k^1m^4 = ka-am = kam$ ,  $m^2s^5 = mi-is = mis$ ,  $s^3k^6 = su-uk = suk$ . Nun begreift sich auch leicht, warum  $k^1m^5$ ,  $m^2s^6$ ,  $s^3k^4$  unmöglich ist; diese Zusammensetzungen schliessen im Vokal nicht an einander und würden nicht *kam mis suk* ergeben, sondern *ka-im, mi-us, su-ak*. Wären dagegen  $k^1-6$   $m^1-6$   $s^1-6$

abstracte Consonanten und in Folge dessen ununterschieden im Laut, so wäre nicht einzusehen, warum nicht alle sechs Formen auch unterschiedslos zum Ausdruck der Silben k.m, m.s, s.k; mit beliebigem Vokal in der Mitte verwandt werden könnten.

Die complexen Silben werden nun aber nicht immer in dieser Weise ausgedrückt, sondern ausserdem auch durch besondere einheitliche Zeichen; auch diese hat Hincks zuerst deutlich unterschieden und festgestellt. Dies ist kein besonders schwieriges Geschäft, da die beiden möglichen Schreibweisen complexer Silben sehr häufig in den selben Namen alterieren und z. B. das unbekannte Zeichen in A-ha-X-nis in anderen Fällen durch die beiden bekannten A-ha-ma-an-nis ersetzt wird, wodurch sich die Gleichung  $X = man$  ergibt. In dieser und anderer Hinsicht ist es ein sehr günstiger Umstand, dass sehr viele assyrische Texte in mehrfachen Copieen uns vorliegen, von denen die eine für den Ausdruck des selben Wortes diese, die andere jene Schreibweise wählt — ein wichtiges Hülfsmittel der Entzifferung, worauf schon der erste Entdecker der assyrischen Denkmäler, Botta, im Jahre 1847 aufmerksam gemacht hat.

Sich die grosse Zahl der einfachen (87) und die dreifach grössere der übrigen Silbenzeichen einzuprägen und damit lesen zu lernen, ist natürlich mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Diese wachsen aber dadurch in's Verzweifelte, dass beinahe jedes Zeichen polyphon ist, d. h. mehrere Lautwerthe hat. Schon Hincks war dieser Thatsache auf der Spur, sie ist dann durch Henry Rawlinson zuerst förmlich constatirt — dank vor Allem des reicheren Apparats in dreisprachigem Texte, welcher ihm zu Gebote stand. Eins der auffallendsten und deshalb auch mit Vorliebe citirten Beispiele für die Polyphonie der Zeichen ergibt die verschiedene Schreibung des Namens *Ahamanis* auf den achämenidischen Inschriften. Derselbe kann *A-ha-man-ni-is* und *A-ha-ma-an-nis* geschrieben werden, und im ersten Fall wird das gleiche Zeichen für *man* gebraucht, welches im zweiten für *nis* erscheint: also vereinigt es die beiden Silbenwerthe *man* und *nis*. Dass dem wirklich so ist, wird durch eine dritte Orthographie bestätigt, wo in der That *A-ha-man-nis* zwei völlig identische Schlusscharaktere aufweist. Ganz gleichartige Beispiele lassen sich fast bei jedem Silbenzeichen aufführen; die Polyphonie ist keine seltene und aussergewöhnliche, sondern eine durchgehende Erscheinung in der assyrisch-babylonischen Schrift.

Dreierlei verschiedene Fälle pflegen gegenwärtig die Assyrio-

logen bei diesem Phänomen zu unterscheiden. Zunächst die Polyphonie der Ideenzeichen oder Monogramme. Alle Charaktere der assyrischen Schrift bedeuten ursprünglich keinen Laut, sondern eine Vorstellung, und haben neben ihrem Lautwerth ihren Begriffswerth beständig behalten. Sie bilden nicht nur sinnliche Gegenstände ab, sondern wagen sich mittelst der Metapher und des Symbols auch an die Darstellung von Handlungen und Gedanken. So steht das Bild der Sonne auch für den Tag, das des Pfeils für die Schnelligkeit, das der Hand für Nehmen und Besitzen. Es ist leicht einzusehen, dass solche Ideenzeichen nothwendigerweise polyphon sind. Die graphische Darstellung hat nur Ein Zeichen zur Verfügung für einen Begriff oder eine Begriffssphäre, für welche die Sprache eine Menge Wurzeln und Worte ausgebildet hat. Um bei sehr einfachen Beispielen stehen zu bleiben, so kann das assyrische Monogramm für Haupt auch Schädel ausgesprochen werden, das für Mund auch Gesicht u. s. w. Das Ideogramm hat kein Mittel, den Laut zu fixieren.

Diese Art der Polyphonie findet sich z. B. auch in der alten ägyptischen Schrift, bei den dort vorkommenden Monogrammen. Die Hieroglyphe eines Kindes bezeichnet zugleich 'Sohn, Säugling, jung' und andere begriffsverwandte Worte. Aber die assyrische Schrift geht in dieser Hinsicht noch einen Schritt weiter als die ägyptische. Darin herrscht noch Uebereinstimmung, dass sie beide auf dem gleichen Wege von den Begriffs- zu Lautzeichen gelangen, nämlich über den Rebus, die natürliche Brücke vom einen zum andern. Der Rebus benutzt zwar Bilder, bezeichnet aber dadurch Laute: Ei und Sack bedeuten nicht Ei und Sack, sondern die Eisack. Analog verfährt die Schrift der Aegypter, indem sie ihre Ideogramme für Wörter gleichen Lautes wenn auch ungleicher Bedeutung verwendet, etwa das Zeichen eines Hutes für die Hut, so dass also das Bild nicht mehr den Gegenstand, sondern dessen Laut darstellt: eine Lautschrift durch Bilder statt der Begriffsschrift durch Bilder. Bei dieser Umprägung haben nun die Aegypter nur Eine der möglichen Aussprachen des Ideogramms für das Phonogramm beibehalten und letzterem zum ausschliesslichen Werthe gegeben; das Bild des Pferdes etwa, welches an sich gleichmässig Pferd Ross Gaul Mähre gelesen werden konnte, bekam nun als lautliches Ingrediens der Wörter nur die Aussprache *ros*. Offenbar ist nur dies Verfahren rationell. Denn die Mehrlautigkeit der Begriffszeichen ist keine Mehrdeutigkeit; sie haben ja mit der Bezeichnung des Lautes nichts zu schaffen, und in Bezug auf

den Begriff, auf den allein ihre Absicht geht, sind sie eindeutig, d. i. deutlich. Aber das Lautzeichen beabsichtigt eben in der That den Laut zu bezeichnen, die Polyphonie eines solchen steht also genau genommen im Widerspruch gegen sein Wesen und besagt, dass es das noch nicht wirklich ist, was es zu sein bezweckt, Zeichen, Fixierungsmittel des Lautes. So inconsequent indes auch die Polyphonie der Phonogramme ist, in der assyrischen Schrift ist sie dennoch im Gegensatz zur ägyptischen herrschender Grundzug. Das Ideenzeichen ist nicht nur mit Einer, sondern mit mehreren seiner möglichen Aussprachen als Lautzeichen verwerthet und in die phonetische Composition der Wörter eingetreten.

Es kann keine andere Erklärung dafür geben, als dass die Grenze zwischen Ideogramm und Phonogramm in der assyrischen Schrift lange fließend gewesen ist. Damit das Lautzeichen wirklich Zeichen Eines Lautes wird, dazu gehört ein gewisses Vergessen seiner Herkunft, eine Lösung des Zusammenhangs zwischen ihm und seiner Wurzel. Um bei dem einmal gewählten Beispiel stehen zu bleiben, so darf man bei einem Silbenzeichen *ros* nicht mehr daran denken, dass ein Ideogramm zu Grunde liegt, welches auch Pferd Gaul Mähre ausgesprochen werden könnte; man muss die Communication zwischen beiden abschneiden, wenn sich nicht immer neue lautliche Werthe aus den möglichen Namen des Bildes oder des Begriffs ergeben sollen. Bei der Genesis der assyrischen Schrift muss nun diese Aufrichtung einer Scheidewand zwischen Begriffs- und Lautzeichen nicht statt gefunden haben, das Kind hat sich nicht zu selbständiger Existenz von dem Schoß der Mutter losgerissen und nimmt daher noch Theil an den Eigenschaften der letzteren. Bloss aus dem lange Zeit ununterbrochenen Zufluss zwischen dem begrifflichen und dem lautlichen Werthe der Zeichen lässt sich die Polyphonie der Phonogramme ableiten, Polyphonie ist ursprünglich nur bei Ideogrammen zu Hause und kann bei Phonogrammen nur aus ihrer lange offengehaltenen Communication mit jenen begriffen werden.

Wenn man nun hiernach erwartet, dass der Zusammenhang zwischen den begrifflichen und den lautlichen Bedeutungen der assyrischen Charaktere möglichst klar hervorträte, so findet man sich schwer getäuscht. Sehr im Gegensatz gegen die hieroglyphische Schrift, wo der Lautwerth einer Hieroglyphe sich leicht aus der Aussprache des Gegenstandes ergibt, dessen Bild sie ist, lässt sich bei den assyrischen Keilen nur in wenigen Fällen der Uebergang von der Aussprache des Begriffs, den ein Zeichen repräsen-

tiert, zu dem lautlichen Werthe, den dasselbe Zeichen daneben hat, ohne Schwierigkeit verfolgen, z. B. bei dem Ideogramm für Holz = *is* auf assyrisch, welches zugleich als Phonogramm die Silbe *is* bedeutet. Meistens herrscht eine auffallende Discrepanz zwischen dem üblichen assyrischen Namen des Begriffs, den ein Charakter als Ideogramm bezeichnet, und dem gewöhnlichen Lautwerth, den er als Phonogramm besitzt. Z. B. das Zeichen für *il* (Gott) hat den Lautwerth *an*, das für *ab* (Vater) ist phonetisch = *at*, das für *habal* (Sohn) = *tur*, das für *ach* (Bruder) = *sis* u. s. w. Dies begründet dann also eine dritte (wenn auch nicht selbständige) Art der Polyphonie. Das selbe Zeichen hat 1) als Ideogramm mehrere mögliche Aussprachen, 2) als Phonogramm mehrere Laute und endlich 3) wenn es auch als Ideogramm nicht mehr als eine Aussprache zuliesse und als Phonogramm nur einen einzigen Laut repräsentierte, so würde sich dennoch eine Polyphonie, d. h. mindestens eine Zweilautigkeit daraus ergeben, dass die ideographische und die phonetische Aussprache gewöhnlich völlig verschieden sind. Dieser letzteren Erscheinung könnte man den Namen der Allophonie (Anderslautigkeit) beilegen, den man aber nicht auf die Begriffs-, sondern auf die Lautzeichen anwenden müsste; statt dass diese letzteren wie man erwarten sollte, ihren Laut von den ersteren hernähmen, richten sie sich gar nicht darnach, sondern weisen Werthe auf, die aus der assyrischen Aussprache der Monogramme durchaus nicht ableitbar scheinen.

Aus dem allen entstehen nun für die Lesung der Texte die allergrössten Schwierigkeiten. Wenn der Lautwerth eines Zeichens mit seinem Begriffswerth und dessen sprachlichem Ausdruck stimmte, wenn z. B. Vater im Assyrisch *at*, Sohn *tur*, Bruder *sis* hiesse, so käme in vielen Fällen wenig darauf an, den Unterschied zwischen phonetischer und ideographischer Anwendung festzuhalten. Wie aber die Sachen wirklich liegen, ist nichts wichtiger als dieses. Bei einfachen Ideogrammen, bei den sogen. Monogrammen, ist die Gefahr, ihnen am unrichtigen Orte phonetische Bedeutung zu geben, weniger gross; die Hauptschwierigkeit verursachen die complexen, welche man auch schlechthin Ideogramme zu nennen pflegt. Die Zusammensetzung mehrerer Bildzeichen zum Ausdruck eines einzigen Begriffs ist ein äusserst beliebtes Mittel der assyrischen Schrift. Das freilich in der Keilform schwer erkennbare Bild der Sonne ist das Zeichen für Tag; indem nun das Monogramm für die Zahl dreissig in die Sonnenscheibe hineingesetzt wurde, entstand das complexe Ideogramm 'Monat' = dreissig Tage. Das

Zeichen für Futter hineingesetzt in das Zeichen für Mund ergab: Futter im Munde = essen, ebenso: Wasser im Munde = trinken. Hier ist wieder eine Verwechslung nicht leicht zu befürchten. Das Zeichen, welches Wasser bedeutet, wird phonetisch *a*, das für Mund *ka* ausgesprochen, aber Niemand würde darauf kommen, die erwähnte Gruppe *aka* oder *kaa* auszusprechen. Denn die Zusammensetzung ist hier schon äusserlich durch die Ineinanderschiebung der Zeichen als eine so feste angezeigt, dass es ganz fern liegt, sie lautlich aufzulösen. Aber es giebt andere ideographische Gruppen, in denen die einzelnen Monogramme, ohne äusserliche Andeutung der unauflöselichen Ideenassociation, ebenso auf einander folgen wie die Silben im Worte; bei diesen liegt die Versuchung sehr nahe, sie mit dem Silbenwerthe der einzelnen Zeichen auszusprechen. Während die älteste Schrift fast ausschliesslich sie benutzt, werden auch in der späteren Zeit die meisten einheimischen Eigennamen, der Götter Könige Städte Länder, mit dieser Art complexer Ideogramme geschrieben, deren phonetischer Auflösung kein äusserliches Hindernis im Wege steht. Zum Beispiel der Gott Nabu (Nebo) wird mit zwei Charakteren geschrieben, welche nach den üblichen Lautwerthen, mit welchen sie sonst in der Composition der Wörter vorkommen, *an-pa* gesprochen werden müssten. In Wahrheit ist der erste hier das Monogramm für Gott, der zweite das Monogramm für Salbung; man hat nun aber auch nicht *il musk*, der Gott der Salbung, auszusprechen, sondern vielmehr den Eigennamen dieses Gottes, nämlich Nabu. Es ist leicht zu ermessen, dass hier die Gefahr, sich zu vergreifen, nahe liegt, und dass man namentlich zu Anfang der Entzifferung keine ausreichenden Mittel besass, ihr zu begegnen. Es ist auch begreiflich, dass von hier aus das Misstrauen gegen die solide Fundamentierung der ganzen Entzifferung seine hauptsächliche Nahrung zog. Schien es doch der Willkür der Assyriologen anheimgegeben, ob *Nabukudrusur* gelesen werden sollte für ein Wort, welches unter Anwendung der gewöhnlichen Werthe der Charaktere die Aussprache *Anpasadusis* ergab, *Elam* für *Numaki*, *Babil* für *Dintirki*; schien es doch alle Sicherheit der Lesung völlig in Frage zu stellen, wenn unter den Fachmännern selbst Streit war, ob ein Name *Divanubar* oder *Salmanasar*, ein anderer *Vullihhis* oder *Binnirari* ausgesprochen werden sollte. Allmählich hat man indess gelernt, auch auf diesem schwankenden Boden sichere Schritte zu thun; man hat ziemlich sichere Kriterien dafür entdeckt, ob ein Name phonetisch oder ideographisch zusammengesetzt sei, und auch ziemlich sichere Mittel

gefunden, die wahre Aussprache ideographischer Compositionen zu bestimmen. Zum Theil liefert schon die Vergleichung verschiedener Schreibweisen des selben Worts den Schlüssel, die besten Dienste aber leisten auch hier wiederum die vielgenannten Täfelchen Assurbanipals, die eine Menge einfacher und complexer Ideogramme mit gewöhnlichen phonetischen Charakteren umschreiben.

Die räthselhafte Erscheinung, welche das proteusartige Wesen der assyrischen Schrift hauptsächlich verschuldet, nämlich die Discrepanz zwischen phonetischer und ideographischer Aussprache desselben Zeichens, pflegt man ebenso zu erklären wie die Wunderlichkeiten des Pehlevi, der Schrift, welcher sich die Perser zur Zeit der Sassaniden zu bedienen pflegten. Das Pehlevi gebraucht Charaktere, die einer semitischen Schrift entlehnt sind, und es schreibt damit theilweise eransische, theilweise aber auch semitische Wörter. Diese letzteren werden dann aber nicht so wie sie nach den Buchstaben lauten, nämlich eben als semitische Wörter, ausgesprochen, sondern es werden ihnen beim Lesen die eransischen Aequivalente derselben substituiert. Der Titel der Sassanidenkönige, der sich auf den Münzen stets *malkan malka* (malka aramäisch = König) geschrieben findet, ist im vierten christlichen Jahrhundert nach Ammianus Marcellinus *shahan shah* (pers. = König) ausgesprochen und kann zu keiner Zeit anders ausgesprochen sein. Und ein im Fihrist citierten arabischer Schriftsteller bezeugt von den Persern: 'Wenn einer *gosht* (pers. = Fleisch) schreiben will, so schreibt er *bisra* (aram. = Fleisch), liest aber *gosht*, und wenn er *nân* (pers. = Brod) schreiben will, so schreibt er *lahma* (aram. = Brod), liest aber *nân*.' Es hat da also eine doppelte Entlehnung stattgefunden, man entnahm einer semitischen Vorlage einerseits die Elemente mit dem lautlichen Werthe, in dem sie dort vorkamen und setzte damit nunmehr eransische Wörter zusammen; andererseits entnahm man auch ganze Elementgruppen, Repräsentanten semitischer Wörter, aber nicht mit ihrem lautlichen, sondern mit ihrem begrifflichen Werth, so dass also *ab* (aram. = Vater) nicht als Ausdruck für den Laut a + b, sondern als Monogramm für den Begriff Vater aufgefasst wurde, für den die persische Sprache den Namen *pitâr* hatte. Aehnlich, meinen die Assyriologen, habe die Keilschrift dritter Gattung die Charaktere einer fremden, der 'akkadischen' Sprache in doppelter Bedeutung herübergenommen 1) als Bilder der Begriffe Vater Sohn Bruder u. s. w. 2) als Bilder der Laute, welche die betreffenden Begriffe im 'Akkadischen' hatten, *at tur sis* u. s. w., die sich aber natürlich nicht mit den assyrischen

Wörtern (*ab habal ach*) deckten. So sei also die Differenz eingetreten: als Ideogramme sprach man die Charaktere mit den assyrischen Namen der Begriffe, als Lautzeichen mit den akkadischen. Akkad ist die 1 Mos. 10, 10 genannte Stadt; man sieht sie als den Mittelpunkt des angeblichen Urvolkes an, welches vor den Semiten die mesopotamische Ebene cultiviert haben soll und dem man turanischen Ursprung zuzuschreiben pflegt.

Gegen diese Annahme erheben sich von vornherein Bedenken. Die assyrisch-babylonische Schrift lässt noch so sehr die Stadien ihrer Geschichte, die stehen gebliebenen Reste überwundener Phasen sehen, sie arbeitet sich noch so mühsam aus den Eierschalen ihres Ursprungs heraus, dass man ungern den Gedanken an ihre primitive und urwüchsige Entwicklung aufgibt, zumal jedenfalls die nichthypothetischen Keilsysteme alle aus ihr stammen und vereinfacht sind. Dazu kommt, dass die religiöse Ueberlieferung der Chaldäer und Assyrer die Schrift als Erfindung eines nationalen Gottes betrachtet, nicht als eine von Fremden überkommene Erbschaft. Die Semiten von Babylon und Ninive sind von der ost-arabischen Küste her landeinwärts gezogen am Euphrat und Tigris herauf, nach ihrer Sage kam die Cultur den gleichen Weg, vom Meere her; sie ward nicht im Binnenlande vorgefunden, stammte nicht aus dem turanischen Nordosten. Allerdings würden diese allgemeinen Zweifel verstummen müssen, wenn es Thatsachen gäbe, die laut für die fremde Herkunft der babylonischen Schrift redeten. Der Beweis der akkadischen Hypothese wäre eine annähernde Reconstruction der turanischen Ursprache aus den assyrischen Denkmälern, wenigstens nach ihrem lexicalischen Bestande, eine Reconstruction, welche um so eher gelingen müsste, als man ja gegenwärtig ganze akkadische Texte mit interlinearer assyrischer Uebersetzung aufgefunden hat. Dieser Beweis ist bis jetzt nicht geführt.

Es ist vielleicht doch nicht so unmöglich als es scheint die Lautwerthe der Keilzeichen dritter Gattung aus der assyrisch-babylonischen Sprache selbst zu erklären. So scharf wie man ihn zu machen liebt, ist der Unterschied zwischen phonetischer und ideographischer Bedeutung der Charaktere nicht; bei allen kommt es vor und bei vielen sehr häufig, dass sie auch mit der ideographischen Aussprache in der lautlichen Zusammensetzung der Wörter verwandt werden; bei einzelnen ist diese geradezu der constante Silbenwerth, so dass die Kluft hier gar nicht vorhanden ist. Dann hat man zu bedenken, dass es in den meisten Fällen

unmöglich war, dem Silbenzeichen den unveränderten Laut des Wortes zu geben, welches dem Begriffszeichen entsprach; die assyrischen Worte waren nämlich grösstentheils nicht einsilbig, es konnten also nur auf indirektem Wege, durch Abkürzung oder Zerlegung, Silben daraus gemacht werden. Wenn man in Erwägung zieht, wie gern die dritte Keilschrift in älterer Zeit complexe Ideogramme zum Ausdruck einfacher Begriffe und Wörter benutzt hat, so liegt der Gedanke nahe, dass die Zerstücklung dieser oft der Weg gewesen ist, der zur Gewinnung von Laut-, d. h. Silbenzeichen geführt hat. Ein Beispiel möge die Sache veranschaulichen. Der Palast (*hekal*) ward durch das complexe Ideogramm *bit rab* = 'grosses Haus' bezeichnet. Das erste Zeichen für sich bedeutete *bit*, das zweite *rab*, nur die Zusammensetzung sprach man *hekal*. Da man nun aber immer 'Haus gross' als *hekal* las, so kam man endlich dazu, die beiden Bestandtheile des Begriffs Palast als Bestandtheile des Lautes *hekal* anzusehen und dem Zeichen für Haus den Silbenwerth *he*, dem für gross den Silbenwerth *kal* (*gal*) unterzuschieben. Fortan trugen also die beiden Charaktere je zwei Aussprachen, *bit he*, *rab gal* — so unähnlich wie möglich und doch leicht genug auf dem Boden der assyrischen Sprache zu vereinigen. Wenn die Assyriologen behaupten, *he* sei das akkadische Wort für Haus, *kal* (*gal*) gleichfalls akkadisch für gross, so ist es denn doch ein sehr wunderbarer Zufall, dass nun *hekal* ein nicht akkadisches, sondern rein semitisches Wort für Palast ist. Im Uebrigen wäre es ebenso verständig anzunehmen, dass Nebukadnezar bei den Akkadiern Anpasadusis geheissen habe, Babylon Dintirki, Salmanasar Divanubar, kurz dass fast alle Orts- und Personennamen einen akkadischen Doppelgänger gehabt haben. Vielleicht wird sich auch eines Tages ergeben, dass die vermeintlich ganz in Akkadisch geschriebenen Texte, die man neuerdings entdeckt hat, weiter nichts sind als gutes Assyrisch, aber nicht auf gewöhnliche Weise phonetisch geschrieben, sondern ideographisch, in antiker Manier, die nur theilweise, besonders für einheimische Eigennamen, auch später beibehalten wurde.

Wenn sich darnach nun auch ergibt, dass die Entzifferung der dritten Keilschriftgattung noch nicht abgeschlossen ist, so ist sie doch der Hauptsache nach gelungen, wie sie denn auch auf ganz methodischem Wege vor sich gegangen ist. Ihre praktische Probe hat sie theils in der aus den Inschriften herausgelesenen Sprache abgelegt, von der man trotz mancher Unbegreiflichkeiten dennoch mit Sicherheit sagen kann, dass sie kein Kunstprodukt

ist, sondern ein Naturgewächs, ein echter Spross aus der Wurzel Sem's, theils in den gewonnenen geschichtlichen Ergebnissen. Um auch ein argumentum ad hominem vorzubringen: auf einem Monolith Assurnasirpals (870 v. Ch.) las man, der König habe an den Quellen des Tigris Sculpturen in den Fels hauen lassen, neben denen seiner Vorgänger Tiglathpileser und Tiglathadar. In Folge dessen ward ein in der dortigen Gegend weilender Engländer, M. John Taylor, veranlasst Nachforschungen anzustellen, im Jahre 1862, und richtig fanden sich die Denkmäler an der angegebenen Stelle.

Zum Schluss noch einige literarische Notizen. Weitaus das Bedeutendste für die Entzifferung der assyrisch-babylonischen Keile hat Edward Hincks geleistet, transactions of the R. Irish Academy vol. XXI. p. 114. p. 233. p. 249. vol. XXII. p. 1. p. 293 (polite literature). Die Hauptwerke, aus denen der gegenwärtige Stand der Lesung ersichtlich ist, sind Oppert, 'expédition scientifique en Mésopotamie' tome II. 1859; Schrader, 'die assyrisch-babylonischen Keilinschriften' 1872; vor allen Dingen aber Joachim Ménéant, 'le syllabaire assyrien' in den mémoires présentés par divers savants à l'académie des inscriptions, 1<sup>e</sup> série tome VII, Paris 1869. 1873. Ein nicht sehr klares exposé des travaux qui ont préparé la lecture et l'interprétation des inscriptions de la Perse et de l'Assyrie verdankt man ebenfalls der unermüdlichen Feder Ménéant's: les écritures cunéiformes, 2<sup>e</sup> éd. Paris 1864. Ein recueil de documents, de notes, d'articles, de comptes-rendus relatifs au déchiffrement de l'écriture cunéiforme enthält das 'supplément à la 4<sup>e</sup> partie du catalogue des livres de MM. Maisonneuve et Cie. no. 6922. Paris 1863.'

Greifswald.

J. Wellhausen.